

(Nachdruck verboten.)

Der Kaffl vom Hollerbräu.

28]

Roman von R. von Seydlitz.

Ringelmann erschöpfte sich in Vorschlägen. Malz konnte man ja kaufen; allernötigsten Falls wäre die Ismaninger Brauerei zu haben; das Gebräu dort — wenn man's mit dem eignen vermischte beim Lagern — ein kleiner Zusatz von dem oder jenem unschuldigen Mittel, nicht zu schmecken und nicht nachzuweisen . . . Nur für's erste Sudjahr, bis die Berliner Sache fest stände und gute Einnahme brachte . . . Denn dann war's ja leicht, mehr Kapital zu finden, und die Gebäude konnten vergrößert, die Produktion in Wahrheit verdoppelt werden. . . Er verschwieg dabei, daß Mindelheimer keineswegs selbst neues Kapital zu schaffen gedachte, sondern dann, nach dem ersten Exportjahr, schnell verkaufen wollte; mochte der Käufer dann sehen, wie er weiter kam!

Aber Kaffl wurde, je mehr die Art des Vorschlags ihm klar wurde, desto widerpenstiger; er schloß mit unweigerlichem Nein!

„S — und pauschen?!"

Und dann ging's ihm zu Herzen. Daß der Ohm, sein eigener Ohm, so etwas von ihm verlangen konnte — das schnitt ihm ins Herz.

„Nie und nimmer! Und dabei bleibt's. — Ohm, mir thut's weh; aber — wenn D' das willst, mußt Dir 'n andern such'n!"

Und dann folgten noch einige härtere Worte und Kaffl ging stampfend hinaus, der Oheim fluchte hinter ihm her, und sie schieden in Unfrieden; ein paar Tage sprachen sie nicht mit einander; zum erstenmal, seit sie einander kannten.

Kaffl hatte recht, nichts hätte ihn tiefer verwunden können, als dieser Vorschlag. Gab's etwas, das ihm heilig war, da war's die Brauereihre. Und da sollte ihm keiner dran rühren, nicht der Ohm und nicht der Teufel.

Dann war guter Rat teuer. Kaffl mußte dabei bleiben, denn woher schnell eine solche Kraft nehmen? — Es wurde alles mögliche versucht, Mindelheimer lud ihn ein, — ohne den Oheim, versteht sich, — und goß seinen besten Sekt in die Kefle des Verstockten; Frau Ringelmann, die in diesen Jahren eine Art mütterlicher Oberaufsicht über Kaffls häusliches Leben führte, wagte einige Worte. Ein paar Stammgäste wurden ins Treffen geschickt, mit denen Kaffl oft legelte. Alles umsonst. Dabei trug Ringelmann Sorge, daß dem störrischen, g'sicherten, einfältigen Buben überall zu Ohren kam, wie gut die Vergrößerung des Betriebs aufgenommen war; Zeitungen berichteten von dem neuen Ausschank in Berlin, ein Großbrauer, der mit Kaffl einmal zusammentraf, gratulierte ihm — ihm! — zu dem Erfolg! . . .

„Alles, alles umsonst!"

Da endlich glaubte man weiterer Höflichkeit überhoben zu sein, und Mindelheimer beschied Oheim und Neffen zu einer Beratung, wozu die andern Kapitalisten ebenfalls gezogen wurden. In Gegenwart dieser Herren hoffte man Kaffl leichter zur Einwilligung zu bewegen; denn man hatte einen neuen Vorschlag.

Zunächst wurde er nachmals gefragt, ob die Ludwigsbrauerei die doppelte Produktion leisten könnte. Kaffl verneinte abermals, und fing an, ehrlich und unbeholfen auseinander zu setzen, warum. Aber Mindelheimer unterbrach ihn freundlich mit dem Bemerkten, daß ihm und den andern Herren sein Wort genüge; sie verstanden ja von der Dureaupraxis nichts. Dann fuhr er fort:

„Da sich zu unserm Bedauern unser verdienster Bräumeister außer stande erklärt, das nötige Brauquantum zu leisten, müssen wir, um unsern eingegangenen Verpflichtungen zu genügen, einen andern Weg einschlagen.“

Kaffl horchte auf — konnten sie ihn so entlassen, wie einen einfachen Burfschen? Freilich stand er ja im Dienst und Lohn — wenn man's genau nahm.

Aber es kam ganz anders.

„Wir haben daher beschlossen, daß Sie, mein lieber Hegebart, die erforderliche Quantität für den Export allein branen, und für den Stadtbedarf unsrer hiesigen Kunden hat Herr

Ringelmann zu sorgen. Er hat bereits einen geeigneten Bräumeister gefunden, und die nötigen Räume und Vorrichtungen sind gemietet. — Wenn die Herren alle damit einverstanden sind, beraten wir dann die einzelnen Punkte durch. Sie sind doch einverstanden?"

Die letzten Worte galten nicht etwa dem hochverwunderten Kaffl, sondern den fremden Herren, die bereitwillig, wie verabredet, mit ja antworteten. — Kaffl saß wieder stumm und erstaunt da, eine harte Falte zwischen den Augenbrauen. Sollte er gar nicht gestagt werden? So über seinen Kopf weg — ?

Und rasch fiel ihm etwas ein: man konnte ja den Herren nicht verwehren; aber — er, und seine Ehre durften gewahrt werden.

„S möcht nur bitten," sagte er, „daß dees bekannt wird . . . daß i also für nig einzustehn hab, als fürs Exportbier. Dees andre —" Gefüß hätte er beinahe gesagt — „geht mi nig an, und 's war mir recht, wenn dees d' Deut wiffeten.“

„Natürlich, lieber Hegebart, natürlich," beruhigte ihn Mindelheimer. „Alles was recht ist," setzte der Oheim mit gewinnendem Gerechtigkeitsstimm hinzu.

„Da ich nun annehme, daß das übrige, was wir beraten wollen, für Sie kein Interesse hat, lieber Hegebart, so wollen wir Sie nicht länger bemühen.“

So! Also nausg'schafft. Auch gut. — Und er ging, mit ruhigem Anstand.

Hinter ihm aber, als er hinaus war, wurde zunächst „vergessen", seinen letztgenannten Wunsch zu befolgen, und dann beriet man weiter.

Und die Sache trat ins Leben.

Kaffl beschränkte sich mehr als je aufs Brauen; von dem für die Stadt irgendwie konstruierten Bier wollte er nichts wissen, nichts hören. Er trank auch nichts davon. Der neue Bräumeister, den sie neben ihn gesetzt, wurde von ihm mit eifriger Kälte behandelt; er ignorierte absolut alles, was in diese Abteilung gehörte, und hielt streng darauf, daß die Leistung fühlbar für alle, auch die Kunden, wurde. Mit Ringelmann gab's deswegen kleine Gesechte — von der einstigen Zweieinigkeit war keine Rede mehr.

Die freie Zeit brachte Kaffl außerhalb zu; denn mit wem sollte er daheim verkehren? Er machte allerlei Bekanntschaften, lauter anständige Leute; auch Familien; aber meist saß er doch in der Kneipe, wo einzig das Gefühl der Vereinsamung nicht so arg wurde.

Gegen einen oder den andern klagte er einmal etwas davon; — „warum heirat'n S' denn net, Herr Hegebart?" war die Antwort. — Nun, was er so von Ehe sah, das ermutigte ihn nicht gerade; überdies schien es ihm unmöglich, eine Frau so recht von Herzen zu lieben; er hatte ein dunkles Gefühl von Scham bei dem Gedanken, als werde er damit jemandem untren. — Und Agathe war doch so lange verheiratet und hatte ihn wohl vergessen! — Dagegen passierte es ihm wohl hie und da, daß er ein Mädchen, das er zufällig sah, von weitem recht hübsch fand; aber das war eben alles — er fand ja auch Bilder, Pferde oder Häuser im Vorbeigehen hübsch; aber man kauft deswegen doch nicht gleich.

Und immer wieder, wenn ihm einmal unwirsch zu Mute war, — „weun's gowedelste im Gemüte", wie der fränkische Dichter sagt, — fand er Trost in der Arbeit. Er wurde fanatisch sorgsam, er wurde allen seinen Leuten zuviel, mit ihm hielten es nur die Besten aus.

Dann kam etwas ganz neues; ein anonymes Freund (der übrigens eine weibliche Handschrift hatte und schauerhafte Orthographie leistete) fühlte sich gedrungen, ihm eine Reihe von Briefen zu schreiben, die nichts andres als Ringelmanns geheimes Geschäftsgebahren betrafen. Warum die Briefe gerade an Kaffl gerichtet waren, statt an den Staatsanwalt (wenn die Angebereien Wahrheit enthielten), das begriff er nicht. Die ersten Briefe warf er fort, spätere behielt er. Denn einiges offenbar Wahre berührte ihn ernstlich. — Endlich kam ein Brief, in dem die Schreiberin — natürlich war's eine „sie", — Kaffl um eine Unterredung bat, und ein Rendezvous vorschlug. — Das war ihm nun ganz erstaunlich, — aber er antwortete, daß es

pünktlich da sein würde. — „Die größte Gefahr für Ihren eignen Ruf, Herr Hegebart, — Eile thut not, sich von dem Betrüger zu trennen, — noch ist's Zeit, Mittel und Wege sind da, — vertrauensvoll, — Ringelmann plant Ihr Verderben, — schreckt vor nichts zurück —“ und so weiter. Ja, sakra, das klang doch ganz ernst; Kasel war in hoher Aufregung.

(Fortsetzung folgt.)

Hermann Allmers.

Am 11. Februar begeht an der Unterweser, wenige Wegstunden nördlich von Bremen, im kleinen Dorfe Rechtenfleth ein Mann seinen 80. Geburtstag, dem weithin durch Deutschland herzliche Guldigungen dargebracht werden: sie gelten Hermann Allmers, den man gemeinhin den „Marschdichter“ zu nennen liebt. Er ist eine weit bekannte Persönlichkeit, zumal in der Welt der Künstler. Er ist es um seiner künstlerischen Lebensarbeit willen, die zwar aullmsfang nicht überwältigend groß ist, die aber doch eine Schütte lyrischer Perlen geschenkt hat. Aber er war außerdem Zeit seines Lebens ein begeisterter Kunstfreund, ein Mensch voll heißen Wissensdurstes, und die Abkunft aus einem begüterten Marschbauerngeschlecht gab ihm das auserlesene Glück, diese Wünsche des Geistes ganz befriedigen zu können. Das hat er auf langen Reisen durch ganz Deutschland, die Schweiz, Italien mit einem Ernst voll größter Nachdrücklichkeit gethan, aber er war im Kerne eine Erziehernatur, die von unsäglichem Drang erfüllt war, das Aufgenommene in eigener Form an die Mitmenschen weiterzugeben. Dieser wertvollen Arbeit ist recht eigentlich sein ganzes Leben gewidmet gewesen und ihr dient er noch heute am hohen Lebensabend. Er hat einmal ein Gedicht geschrieben, das sehr weit bekannt geworden ist: „Weiße eines jungen Erdenbürgers“, dessen Schlüsselverse der beste Ausdruck für seinen eignen Lebensinhalt sind:

Ich wurde ein Mensch und es war meine Sendung
Zu helfen mit euch an der Menschheit Vollendung.
Ich that, was ich konnte; — was ich gesollt,
In redlichem Streben hab ich's gewollt.

Fragt man nach den Beziehungen eines der gerühmten Zeitgenossen zur Arbeiterklasse, so wird naturgemäß die politische Seite des Verhältnisses in den Vordergrund gehoben. Aber es würde verkehrt sein, das Interesse gänzlich an das Vorhandensein dieser politischen und sozialistischen Beziehungen zu binden. Die Beachtung wird davon abhängen, was ein Mensch für die Aufwärtsbewegung der Kultur überhaupt geleistet. Allmers Stimme ist nicht über den Erdball gedungen, sie hat auch nicht zum Ohr jedes deutschen Volksgenossen den Weg gefunden, aber im nordwestlichen Deutschland namentlich in den Gegenden der Unterweser hat dieser Mann mit der redendsten Gestalt und den auffaugenden und anleuchtenden, begeistert glänzenden Augen eine sehr weitreichende Volksfamiliarität. Sie ist sehr groß gewesen bereits in den sechziger Jahren, und wenn die jüngere Generation sich begreiflicherweise vorwiegend dem jüngeren Nachwuchs und Reuwuchs des Kunstlebens zugewendet, wenn sie kein recht inneres Band mit dem Reste der aus der Mitte des Jahrhunderts herüberreichenden Künstler mehr verbindet, so ist das doch anders, wenn sie auf Hermann Allmers stößt. Sein „Marschenbuch“, dieses noch heute frische Werk der Volkskunde, das 1857 erschien, sein Buch „Römische Schlendertage“, ein poesievolles, begeistertes Lehrbuch, wie man in fremden Landen wandern und wohnen soll, das 1864 erschien, und seine „Dichtungen“, die, zuerst 1860 erschienen, wundervoll realistische Heimatlyrik mit den praktischen Bekenntnissen einer in allen Fasern männlich-freien und weitblickenden Welt- und Lebensanschauung vereinen, sind Werke, die ihrer Wirkung trotz ihres jahrzehntelangen Alters und namentlich bei der Jugend merkwürdig sicher sind. In dem zu Allmers Geburtstag soeben erschienenen prachtvoll ausgestatteten „Allmersbuch“ steht das Wort des Münchener M. G. Conrad: „Umsonst hat keiner gelebt, der der Liebe zur Kunst und zur Heimat seine Seele geopfert.“ Allmers hat es verdient, daß dieses Wort ihm zu Ehren gemünzt wurde.

Die Liebe zur Kunst ließ Allmers nicht zum Lebensflüchter werden. Sie führte ihn im Gegenteile tiefer ins Leben hinein, dand ihn immer noch ans Leben. Er ist ein Mensch, den nie der Pessimismus angekränkt hat, ob er gleich die Misere des bürgerlichen Kunstlebens um die Mitte des letzten Jahrhunderts voll empfand. Er verzweifelte nie, sondern griff thatkräftig zu, wo er Mängel sah. Es ist, als ob das Blut der alten Marschbauern in ihm bestimmend wirkte, jener Bauern, die stündlich bereit waren, selbst mit ihren Leibern die Lücke, die eine Sturmflut in den schützenden Deich ihrer Marsch riß, auszufüllen. Und in Allmers Rathschlägen zur Beseitigung der erkannten Mißstände steckte überall der praktische Sinn des Bauern, der keine Größe im Theoretischen, aber eine Kraft in der Bemühung des Augenblicks und der Erkenntnis des augenblicklich Notwendigen und augenblicklich Möglichen zu sein pflegt. Allmers wurzelte im Alten, seine Liebe zur Geschichte seiner Heimat, der blutgetränkten Heimat der Stedinger, ist eine tiefe und hat sich unvergleichlich in der lebenswerten Aus-

stattung seines musealen Friesenhofs in Rechtenfleth offenbart. Aber er hing nicht mit konservativem Eigensinn am Alten, immer war vielmehr sein Blick darauf gerichtet, wie er dieses Alte gesund entwickeln könnte.

Daß ein so gearteter Kopf der Politik nicht fernbleiben konnte, liegt auf der Hand. Allmers, der als einziger Sohn seiner Eltern zur Landwirtschaft voraus bestimmt war, fand in der Enge dieses Berufs kein Genügen. Er lebte geistig längst draußen in der bewegten Welt, als das Jahr 1848 ausbrach. Als idealer bürgerlicher Schwärmer hat er sich in dieser Zeit bewährt. Er folgte nicht den radikalen Spuren seines tyrannenhassenden friesischen Landsmanns Harro Harring, er brauchte greifbarere Ziele. Die gab ihm der Kampf um die Beseitigung des verhöhten Bundestags und die Verwirklichung der Kaiseridee, die ihn mit dem romantisch-mittelalterlichen farbigen Drum und Dran, das ihr jene Zeit gab, mächtig reizte. Sie war ihm das Ziel, um die durch des Volks eigne Schuld verloren gegangene Freiheit wiederzugewinnen. Begeistert stieg er damals auf die Tribüne. In seiner durch ihren reichen Bildschmud sehr interessanten Allmers-Skizze erzählt Hans Müller-Branel: „Sein Haus bewahrt eine schwarz-rot-goldene Fahne auf, die er damals zu einem eigenartigen Feste herstellen ließ. Am Abend des 17. Mai 1848 flammte zwischen Sandstedt und Rechtenfleth — wie in ganzen deutschen Vaterlande — ein mächtiger Holzstoß auf. Von Rechtenfleth nahte ein sonderbarer Zug: Hinter der schwarz-rot-goldenen Fahne her wurden drei Galgen getragen, an denen als Schilder der hannoversche Ständetag, der alte Bundestag und die — loslämmerte Puppe des sogenannten „Kanonenprinzen“ hing. Als die Galgen ans Feuer herangekommen waren, trat Hermann Allmers, der das Ganze angeregt, vor, hielt über jede Figur eine Gerichtsrede, und nach ausgesprochenem Urteile wurden sie zu den Flammen verdonnert.“ Nach 1870 hat sich Allmers dann allerdings mit dem „Kanonenprinzen“ ausgesöhnt. Als die Flüchtlingskata ausbrach, stand Allmers seinen Mann. Er speidierte „als lehrer in dem großen geheimen Kettenwege“ die Verfolgten ins Ausland, so Arnold Ruge. Er hat gehörig dafür zahlen müssen, als ein armer badischer Kellner bei ihm erwischt wurde. Es war einer der zu Pulver und Blei verurteilten Demokraten.

Wie weit Allmers in jenen Jahren politisch links gestanden, darüber existieren keine deutlich unterrichtenden Schriften. Vielleicht daß Allmers' reicher Briefwechsel, vielleicht daß die Lebenserinnerungen, an denen er in den letzten Jahren schrieb, darüber einmal Aufschluß geben. Aber es existiert immerhin ein Dokument, das den Beweis liefert, daß bei ihm von der Engherzigkeit und Beschränktheit des bürgerlichen Philisters in politischen Dingen so wenig wie sonst irgendwie die Rede war. Im Jahre 1852 veröffentlichte Allmers in der in Bremen bekanntlich noch heute erscheinenden „Weser-Zeitung“ vier „Aesthetische Briefe“. Im dritten Briefe, der am 12. März erschien, spricht Allmers von den Umgestaltungen, denen die Architektur entgegen gehe. Er betont die große Rolle, die dem Gußeisen beschieden sei, und fährt dann fort:

„Indes die gewaltigste Entfaltung der Architektur, den eigentlichen Stil der Zukunft haben wir von der Zeit selbst und ihren alles belebenden, alles durchwachenden Ideen zu hoffen. Der Socialismus wird ihn entstehen lassen. Dieser Satz ist von Allmers durch Sperrdruck hervorgehoben worden. D. Verf.) Wenn er erst seine riesigen Volkshallen, seine Parlamente, seine Gerichtshöfe, seine Speise- und Werkhäuser und seine Volkstheater errichtet, dann wird eine neue große Epoche der Architektur eintreten und dann entstehen auch neue Elemente, neue Formen, neue Verhältnisse. Spotte und lächle nicht, lieber Leser, nenne das keine Utopien und Luftschlösser. Egyptens finstere Pyramiden, Griechenlands heitere Säulentempel, Roms riesige Amphitheater und Theater, die Paläste der Renaissance, ja selbst die Ausgeburt des Pöbels: alles das hat einst seine Zeit, sein inneres Leben, seine Berechtigung gehabt und auch der Socialismus und seine Schöpfungen werden einst ihre Berechtigung haben, wenn Ringen und Bogen, Kampf und Sturm vorüber ist.“

Diese Sätze sind ebenso interessant wie charakteristisch für Allmers. Sie standen in der „Weser-Zeitung“ zu lesen gerade vier Tage nachdem der bremische Senat die Märzverfassung mit Bundestagshilfe weggestaatsstreichelt hatte. Das war böshafte Ironie der Weltgeschichte. Die Redaktion der „Weser-Zeitung“, die damals in den Händen des als vorzüglicher Byron- und Dante-Übersetzer bekannten Otto Gildemeister lag, vergewaltigte anständigertweise den Satz Allmers' nicht, aber ganz schweigsam blieb sie auch nicht, sondern fügte die Fußnote an: „Es kommt nur darauf an, was man Socialismus nennt. Das, was die Socialisten mit diesem Namen bezeichnen, hat gewiß so wenig eine Zukunft wie die Alchimie oder ähnliche Verirrungen der menschlichen Phantasie. Der Socialismus im Gegenfatz zur Volkswirtschaft ist so obannächtig zu schaffen wie die Goldmacherkunst. Er verfährt wie sie gegen Naturgesetze.“

Diese Fußnote zeigt weiter nichts, als daß die Redewaffen gewisser Socialisienthler von heute schon ein recht niedriges Alter haben. Und im übrigen war sie bei der „Weserzeitung“ selbstverständlich. Der Socialismus — der proletarische Kommunismus — hatte in Bremen 1848 recht bemerklich angeknüpft. Der Maler G. A. Stöttgen, der mit Friedrich Engels in Elberfeld kommunistische Propaganda trieb, kam damals nach Bremen, gewann Anhang unter den Cigarrenarbeitern und gab schließlich sogar ein eigenes kommunistisches Organ heraus, „Verbrüderung“, das in drei-

zehn Nummern erschien und — die vorletzte Nummer rot auf weißem Papier gedruckt — infolge gerichtlicher Verfolgungen Köttings im Juni 1849 aufgegeben werden mußte. Kötting verließ Bremen; er schloß sich später der Lassalle'schen Bewegung an. Das nebenbei. Daß Allmers jener ersten sozialistischen Bewegung in Bremen nahegestanden, darüber ist nichts bekannt. Es ist aber wohl anzunehmen, daß es nicht der Fall gewesen ist. Er trat auch später niemals im Dienste irgend einer Partei an die Öffentlichkeit. Nur in Einzelfragen von größerer Bedeutung trat er über den Rahmen seiner Wirksamkeit im engeren heimatlischen Kreise, dem er als Deich- und Gemeindevogt jahrelang diente, heraus.

Eine solche Frage war der hannoversche Katechismusstreit von 1865. Mit einer streitbaren Schrift gegen den Zelotismus und das Pharisäertum der Kirche trat Allmers auf den Plan. Er warf der Orthodxie das Wort entgegen: „Frei muß die Kirche werden von ihren dreifachen Banden. Frei von der Staatsgewalt, frei von der Priestergewalt, frei von der Buchstabengewalt; darin liegt alles.“ Seine Kirchllichkeit hatte nichts Frömmelndes. Die Kirche war ihm nichts als ein Mittel, die drei Sterne Freiheit, Wahrheit und Schönheit auf die Menschen wirken zu lassen. Seine Vorschläge zur Ausgestaltung des Gottesdienstes würden den Menschen nichts als Gelegenheit bieten, Kunstgenüsse, überhaupt geistige Genüsse edelster Art zu finden. Schönheitsdienst ist sein kirchlicher Kultus. Wie er in Dingen der Religion denkt, lehrt das Versbuch „Fromm und frei“, das er 1889 als fast Siebzigjähriger erscheinen ließ. Im Eingang steht der Vers: „Dein Thun darf richten jedermann; Dein Glaube, der geht keinen an“. Die Orthodxie fiel über dieses Buch mit grimmigem Beizen her. Das hat dem Alten keine Qual bereitet. Er, der Freund Hädels seit den fünfziger Jahren, denkt monistisch, er füllt den Begriff Gott mit eiguem Inhalt. In sich selbst gefestigt, ruft er aus:

„Was Du sollst thun, was Du sollst lassen,
Es ist so einfach und so leicht zu fassen:
Laß alle Dinge, die bei stetem Leben
Dein Wohl, wie das der Menschheit untergraben,
Denk immer Dich nur als des Ganzen Teil,
Streb immer denkend nach des Ganzen Heil!
Ein höheres Gebot ist denkbar nicht,
Auch Dir sei dieses denn die erste Pflicht.“

In diesen Zeilen liegt Allmers' Lebensgrundsatz. Ernsthaft war sein Bemühen, der Kunst eine Pflegstätte im Volke selbst zu bereiten, die fehlende Wechselwirkung zwischen Künstler und Volk zu schaffen, ohne die eine tiefwurzelnde und breitweigende Kunstentwicklung unmöglich ist. Schon in den sechziger Jahren erhob er so seine Stimme. Er wettete über die Salonkunst und forderte die Bildung von Kunstgenossenschaften, die durch billig gestellte Preise jeden die Teilnahme an ihren Veranstaltungen ermöglichen sollten. Er selber ging in seiner engeren Marschenheimat mit gutem Beispiel voran, und es schreckte ihn nicht, daß man ihn stichelnd den „Marschenbildungspeter“ nannte.

Diese unwüchtige Ehrlichkeit seiner ganzen Natur hat ihm die Achtung aller Kreise eingetragen. Als eine letzte Säule ragt er aus einer verrauschten Zeit in die Gegenwart herein. Er ist einer der wenigen, die ihren im vormärzlichen bürgerlichen radikalen Idealismus wurzelnden Anschauungen treu geblieben sind. Kein mattes Vergreifen kennzeichnet seine letzten Jahrzehnte, er ist vielmehr frisch und jugendlich in seinem Wollen geblieben, ein Freund alles dessen, was sich kraftvoll und eigen geberdet. Und deshalb soll niemand, der vorwärts will, an seinem achtzigsten Geburtstag ohne Bedenken vorübergehen. Sein Leben hat es ehrlich verdient. —

Fr. D.

Kleines Heuilleton.

Friesengruß.

Ich grüße dich, mein Friesenland,
Wo der Nebel walt, wo die Woge braust,
Wo die Möwe schwebt und die Wildgans lart,
Mein Friesenland, mein Heimatland!

Vom hohen Deiche schrankenlos
Schweift hin der Blick über Land und Meer —
Hier ödes, weites, schlammiges Watt,
Dort reicher Fluren sonnig Grün;
Hier Mövenschrei, dort Taubenflug,
Hier das Fischerboot, dort das rasselnde Rad;
Und das Kirchlein dort uralt und erust
Und wetterbraun auf kahler Wurt,
Und Ainderlant und Senfenkang
Um den reichen, stattlichen Bauernhof.

Ich grüße dich, mein Friesenvolk,
Voll alter Freiheit, alter Kraft,
Das frohig mit den Wogen rang
Und selber sich für Weib und Kind
Den teuren Heimatboden schuf,
Das dieser Deiche starke Wehr

Aufversend zu den Fluten spricht:
„Bis hierher sollt ihr, weiter nicht!“
Das mit dem stolzen Gruß sich grüßt:
„Eala frya Fresena“,
Das seiner Freiheit Heiligtum
Lang' gegen Pfaffenübertum
Und Adelsmacht verteidigte.
Nicht Männer zogen nur zum Streit,
Auch hohe Jungfrau'n ernst und mild,
Und saulen bleich und blutend hin,
Gedenkend, als der Stahl sie traf,
Des Friesenspruchs: „Lieber tot als Sklav!“

Du prächtig Wort: „Lieber tot als Sklav!“
O, brause du wie Nordlandssturm
Durch alle deutschen Herzen hin,
Vom meerbeipflühten Friesenland
Bis zu der Alpen Hochgebirg,
Und von den Alpen bis ans Meer
Erdröhne donnernd wieder her,
Nings alles rüttelnd aus dem Schlaf,
Du stolzes Wort: „Lieber tot als Sklav!“ —

Ich grüße dich, mein Friesenland,
Wo der Nebel walt, wo die Woge braust;
Ich grüße dich, mein Friesenvolk,
Wo noch Manneskraft und Freiheit haust. —
Hermann Allmers.

Erziehung und Unterricht.

Die hohe Entwicklung der technischen Kultur in unsrer Zeit trägt die Gefahr in sich, daß sie eine gewisse Dreistigkeit selbst des Fachmanns und nun erst recht des Unbewanderten hervorruft, und daß sie uns immer mehr von der Natur entfremdet; man denke beispielsweise an die mitteleuropäische Einheitszeit, durch die an den Westgrenzen Deutschlands ein Unterschied zwischen dem natürlichen und dem technischen Mittag bis zu 53 Minuten besteht. Daß in diesen Zwiespalt die Astronomie vermittelnd einzugreifen vermag, war der Ausgangspunkt eines Vortrags, den vor kurzem zu Berlin Professor Wilhelm Förster, Direktor der Sternwarte, unter dem Titel „Die Pädagogik in der Astronomie“ gehalten hat. Er zeigte, daß uns die Astronomie in die Technik der Natur blicken läßt und uns Musterbilder von zahlreichen Energievorgängen darbietet, die wir in unsrer Technik brauchen und die uns auch sonst vorbildlich belehren. Diese erzieherische und bildende Bedeutung der Astronomie kommt jedoch zu ihrem vollen Wert erst durch pädagogische Bemühungen in ihr. Vor allem sollen, was ja zum Teil bereits geschieht, die Kinder der unteren Schulen ins Freie geführt werden, um astronomische Beobachtung und Anschauung zu gewinnen, freilich vorerst mit Verzicht auf eine Erklärung des unmittelbaren Eindrucks, auf das copernicanische Weltbild, und hierdurch in Uebereinstimmung mit der dem kindlichen Gemüt viel näher liegenden Astronomie der Urgzeit. Die „Vereinigung von Freunden der Astronomie und kosmischen Physik“ hat in dieser Beziehung bereits Wertvolles geleistet durch Heranziehung der Schulen und der Lehrer, durch Darbietung von Lehrmitteln usw. Die Kinder werden, event. in eignen Beobachtungsgruppen, zum Beobachten (z. B. der Sternschuppen im August), zu graphischen Uebungen u. dgl. m. herangezogen; Direktor Koppe in Berlin nahm die schon in ältesten Zeiten geläufigen Beobachtungen von Schatten lothrechter Säulen wieder auf; auch die Konstruktion des einfachsten Fernrohrs ohne Gläser (Sonnenbild, durch eine Oeffnung auf eine dunkle Wand geworfen) ist hier bereits zu zeigen. Eine derartige Herrschaft über die „mikrokosmische“ Welt führt zur Freude an der „makrokosmischen“. Auf den Universitäten fragt es sich, wie die künftigen naturwissenschaftlichen Lehrer am richtigsten heranzuziehen seien. Hier erscheint nun die Astronomie ebenfalls als musterbildlich und zwar für das geschichtliche und theoretische Verständnis unsres Erlebens. Auch besitzt sie gegenüber dem Bedrängenden, Bedrückenden der in andren z. B. chemischen Laboratorien erreichten Technik eine pädagogisch wertvolle Einfachheit und Stufenmäßigkeit; sie bietet Uebungen der von den elementarsten Problemen an bis zu den feinsten. Allerdings wird es auch die schwierige Aufgabe gelten, zu dieser Erkenntnisbildung die verschiedenen daran beteiligten Hochschullehrer zu vereinigen. — Sollte der Verdacht entstehen, daß der Astronom hier nur eben, wie es sonst geschieht, nur seine Ware lobt, so ist zu verweisen auf die Erfolge dieser astronomisch-pädagogischen Gedankengänge und selbst auf das spontane Entstehen von solchen auch in nicht-astronomischen Kreisen. Professor Förster hat Fragebogen jener Vereinigung zum Anstellen von Beobachtungen auch — und zwar in mehreren tausend Exemplaren — an Schulen senden lassen; es war dabei sogar gelungen, die Provinzial-Schulkollegien soweit dafür zu interessieren, daß sie die Uebersendung gerne vermittelten. Vietet schließlich die Astronomie gegen das Verstandesmäßige in der moderneren Technik kein volles Gegengewicht dar, so bleibt ihr doch jedenfalls dies, daß sie durch ihre der Erde entrückten Objekte den Erkenntnistrieb und den reinwissenschaftlichen Sinn so fördert, wie es kaum wieder anderswo möglich ist. —

H. S.

Physikalisches.

io. Die Wissenschaft von den Gasen am Anfang und am Ende des 19. Jahrhunderts bildete den Gegenstand eines Vortrags, den der Londoner Physiker James Dewar in voriger Woche in der Royal Institution hielt. Professor Dewar ist die größte Autorität auf diesem Gebiete, denn ihm ist nicht nur die erste Verflüssigung der Luft, sondern auch die Verflüssigung des Wasserstoffs gelungen, und damit ist man zu Temperaturen gekommen, die unter -250 Grad liegen und früher als unerreichbar galten. Am Anfang des 19. Jahrhunderts war man noch so weit von diesem Standpunkt der Gegenwart entfernt, daß man überhaupt noch so gut wie nichts von der Verflüssigung der als Gase auf der Erde vorkommenden Körper wußte. Nur hatte kurz vorher der geniale Dalton in einem Vortrage über die Dampfkraft die Ueberzeugung ausgesprochen, daß alle Gase oder, wie man sich damals ausdrückte, Dämpfe durch starken Druck und Abkühlung in Flüssigkeit zu verwandeln sein müßten. Im Jahre 1802 hielt Dalton einen ähnlichen Vortrag in derselben wissenschaftlichen Anstalt wie jetzt sein Nachfolger, und wie dort, so zündeten die von ihm ausgesprochenen Gedanken bei andern großen Forschern wie Dabry, Young und Faraday. Der letztgenannte brachte es zuerst zur Verflüssigung eines bis dahin nur als Gas bekannten Stoffes, das Chlor, während Dabry sich bezüglich der Verflüssigung der Gase auch nur in Mutmaßungen ergangen hatte, unter denen sich allerdings schon die Prophezeiung befand, daß man verflüssigte Gase demaleinst ausgezeichnet zur Abkühlung auf niedere Temperaturen würde benutzen können. Heute sind nun alle Gase, deren Zustand man vor hundert Jahren für unabänderlich hielt, überwunden worden, und das einzige, was heute noch widersteht, war damals überhaupt noch nicht bekannt, das Helium. Die Verflüssigung eines Gases ist ein Vorgang, der noch manches Rätsel birgt. Das Wundersamste daran ist die Schnelligkeit, mit der sich der Uebergang von dem gasigen in den flüssigen Zustand vollzieht. Flüssiger Wasserstoff, wie ihn Dewar zuerst hergestellt hat, nimmt nur den tausendsten Teil des Raumes ein, den dieselbe Menge des Stoffes in gasiger Form beansprucht. Es wähet aber nur wenige Augenblicke, bis sich diese Zusammenziehung völlig vollzogen hat. Nun muß man nach den heutigen wissenschaftlichen Anschauungen annehmen, daß ein solches Gas aus winzigen Teilchen besteht, Atomen oder Molekülen, und daß jedes dieser Teilchen für sich die Verwandlung aus dem gasigen in den flüssigen Zustand durchmachen muß. Es giebt nun Mittel, die Zahl der Atome in einer bestimmten Gasmenge zu berechnen, und auf Grund einer solchen Rechnung kann man herausfinden, daß in 1000 Kubikcentimeter Wasserstoff, die also den Raum eines Liters einnehmen würden, nicht weniger als 60-70 Trillionen Atome enthalten sind. Trotz dieser unvorstellbaren Zahl vollzieht sich die Verflüssigung wie gesagt in wenigen Momenten. Eine der wichtigsten Entdeckungen des 19. Jahrhunderts war nach dieser Richtung der von Andrews geführte Nachweis, daß sich Gase oberhalb eines gewissen Wärmegrades, den er als „kritische Temperatur“ bezeichnet, selbst durch den stärksten Druck nicht mehr verflüssigen lassen. Damit legte dieser Physiker den Grund zu der modernen Anschauung von der Verdichtung der Gase, auf der alle späteren Forschungen gefuht haben. Nimmehr sind alle Gase bis auf das Helium verflüssigt worden, aber die Ausfüllung dieser noch vorhandenen Lücke bezeichnet Dewar als eine der bedeutendsten physikalischen Aufgaben des 20. Jahrhunderts. Wahrscheinlich würde die Lösung schon bald gelingen, wenn irgend jemand eine genügende Summe zum Bau ganz besonderer Apparate hergäbe, die allerdings in jeder Beziehung unerhört wären. Man müßte nämlich den flüssigen Wasserstoff, der jetzt als die größte Kostbarkeit unter allen Flüssigkeiten der Erde gelten kann, in solchen Mengen zur Verfügung haben, wie jetzt die flüssige Luft. —

Technisches.

— Ueber Dampfturbinen sprach kürzlich Professor Schröter aus München im „Ingenieur-Verein“. Die „Voss. Ztg.“ berichtet über den Vortrag: Auf dem Gebiete der durch Dampf betriebenen Kraftmaschinen beginnt sich neuerdings eine Umwälzung vorzubereiten. Man bemüht sich, an Stelle des Cylinders, in dem durch abwechselnd geleiteten Dampfdruck ein Kolben hin und her bewegt wird, eine turbinenartige Vorrichtung zu setzen, die durch den Stoß des Dampfes in Umdrehung versetzt wird. Die bekannte Laval'sche Dampfturbine hat den Nachteil einer übergroßen Geschwindigkeit und erfordert eine Uebersetzung von etwa 10:1, um sich der für Dynamos zweckmäßigen Geschwindigkeit anzupassen. Wegen der Schwierigkeit dieser Uebersetzung läßt sich die Laval'sche Dampfturbine auch nicht gut stärker als höchstens zu 300 Pferdestärken herstellen. Neuerdings soll Laval übrigens der Bau einer auch für geringere Geschwindigkeiten brauchbaren Maschine von 2000 Pferdestärke gelungen sein.) Da bietet nun die von dem englischen Ingenieur Parsons erfundene Dampfturbine die erwünschte Ergänzung. Seit 1884 ist Parsons an der Arbeit, und gegenwärtig hat er seine Maschine zu höher Vollkommenheit gebracht. Sie besteht aus einem cylindrischen, wagerecht liegenden Gehäuse, in dessen Mitte eine Welle angebracht ist. Auf der Welle sitzen Scheiben, an deren Rande wie bei der Wasserturbine Flügel angebracht sind. Auf der Innenfläche des Cylinders sind ähnliche, flügelartige Leistkörper angebracht, die mit dem ersten Flügel-

rade zurückprallenden Dampf auf das zweite usw. leiten. Die Gehäuse und mit ihm die Laufräder vergrößern allmählich ihren Durchmesser, weil der Dampf mit abnehmender Spannung sein Volumen vergrößert, und man kann so mit der Ausnutzung der Dampfspannung bis auf den Kondensationsdruck heruntergehen. Das ist ein großer Vorzug gegenüber der Kolbenmaschine; ein zweiter besteht darin, daß sofort eine drehende Bewegung erzeugt wird und kein Kraftverlust durch Umsehung der hin- und hergehenden in eine kreisende entsteht. Es sind aber auch Nachteile im Vergleich zur Kolbenmaschine vorhanden, z. B. der, daß die Dampfmaschine nur nach einer Richtung und niemals rückwärts gehen kann. Es ist ferner unmöglich, den Zwischenraum zwischen Laufrädern und Gehäuse völlig zu dichten, dafür fällt aber die Kondensation des Dampfes im Zylinder und die Verschmutzung des Zylinders fort. Die Parsons'sche Dampfturbine ist um so vorteilhafter zu betreiben, je stärker sie ausgeführt wird, also umgekehrt wie die Laval'sche, und die Verluste an Spannung um so geringer, je mehr die Maschine angestrengt wird, also umgekehrt wie bei der Kolbenmaschine. In England befinden sich schon Parsons'sche Dampfturbinen mit insgesamt 80 000 Pferdestärken im Betriebe. Nach Elberfeld sind neuerdings zwei solcher Maschinen von 1000 Kilowatt Leistung gelangt. Sie machen 1500 Umdrehungen mit 6000 Polwechseln in der Minute und erzeugen 4000 Volt. Weil die hin- und hergehende Bewegung fortfällt, ist nicht ein so starker Unterbau nötig wie bei der Kolbenmaschine; die Dampfturbine kann viel rascher und leichter montiert werden, ist überhaupt einfacher in allen ihren Verhältnissen und empfindet sich außerdem, weil sie rasch in Betrieb kommt (binnen 10 Minuten ist vom kalten Zustand aus der Zustand der höchsten Belastung zu erreichen), sehr als Reservemaschine. Als Schiffsmaschinen haben sie sich zur Erzielung sehr großer Geschwindigkeit gut bewährt. Die „Turbinia“ läuft mit Dampfturbinen von 2000 Pferdestärken 34 Knoten = 60 Kilometer in der Stunde und macht, ebenso wie andre Turbinendampfer, eine auffallend kleine Dugwelle. Es war aber die Herstellung ganz besonderer kleiner Schrauben erforderlich, um die Turbine für diesen Zweck brauchbar zu machen. Die englischen Torpedoboots-Verstörer, entsprechend ihren Divisions-Torpedobootten, werden mit Dampfturbinen ausgerüstet. Sie müssen natürlich besondere Maschinen zum Rückwärtsfahren haben. Weil die Maschinen weniger Raum beanspruchen, können sie tiefer, also auch sicherer im Schiffe untergebracht werden. Vibrationen bringen sie nicht hervor. —

Humoristisches.

— Ihr Ideal. Frau A.: „Na, Ihre Alma hat ja jetzt auch das heiratsfähige Alter.“
 Frau B.: „Ja, wissen Sie, was ich für die haben möchte? Einen feinen christlichen jungen Mann aus einer guten jüdischen Familie.“
 — Praktische Reuerung. Meta: „So, Du glaubst, daß Deine Verlobung nie zurückgehen kann?“
 Ella: „Nein, mein Bräutigam hat Papa zehntausend Mark Kaution stellen müssen!“
 — Rätselerfrage. Ein Fuhs und ein Luhs wandern aus Deutschland aus, ziehen nach Norden und treffen sich zufällig am Nordpol wieder. Was machen sie da miteinander?
 — Wj u m i o r a i d : i r o a i u s
 („Luft. Bl.“)

Notizen.

— Der Romelikt Wilhelm Berger ist im Alter von 68 Jahren in Bremen gestorben. —
 — Björnsons Drama „Peter Lange und Thora Pearsberg“ ist vom Berliner Theater zur Aufführung erworben worden. —
 — Fuldas Lustspiel „Die Zwillingsschwester“ wird erst am 13. Februar im Lessing-Theater in Scene gehen. —
 — „Fantasio“, phantastische Komödie mit Musik von E. M. Smyth, wird am 10. Februar an der Karlsruher Hofbühne zum erstenmal aufgeführt. —
 a. Die National-Galerie hat dieser Tage eine Skulptur „Lagende Psyche“ von Georg Lund und ein Gemälde „Eifelneft“ von Eugen Kampf erworben. —
 t. Eine astronomische Expedition zur diesjährigen Sonnenfinsternis, die im Gebiete des Indischen Ozeans am 17. Mai als eine vollständige zu beobachten sein wird, wird von William Croder in San Francisco ausgerüstet. Teilnehmer werden nur Mitglieder der Lid-Sternwarte sein. Als Arbeitsort ist ein Ort bei Padang an der Westküste von Sumatra in Aussicht genommen worden. Die Abreise von Amerika ist auf den 19. Februar festgesetzt worden. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 10. Februar.